

S. FISCHER



**JUDITH
HERMANN**

**WIR HÄTTEN
UNS
ALLES
GESAGT**

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei S. FISCHER

© 2023 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397510-9

Für meine Familie

Wir hätten uns alles gesagt
Vom Schweigen und Verschweigen im Schreiben
Frankfurter Poetikvorlesungen

Die Arbeit an dieser Vorlesung ist nicht einfach gewesen. Auf dem Weg von ihrem Anfang bis zu einem Ende hin ist unerwartet Privates im Text aufgetaucht, es wird sich zeigen, ob das zu bereuen ist. Das Schreiben über das Schreiben ist offenbar und erwartungsgemäß eigentlich vermieden worden, stattdessen haben sich Menschen und Situationen aufgezeigt, die das Schreiben beeinflusst haben. Der erste Teil erzählt vom Psychoanalytiker Dr. Dreehüs, von Ada und Marco und in Ansätzen von Familien. Der zweite Teil erzählt mehr von Familien. Und der dritte versucht dann doch, Einfluss und Schreiben zueinander zu bringen.

I.

Vor einiger Zeit bin ich mitten in der Nacht auf der Berliner Kastanienallee in einem sogenannten Spätkauf zufällig und unverhofft meinem Psychoanalytiker begegnet – zwei Jahre nach dem Ende der Psychoanalyse und zum allerersten Mal außerhalb des Raumes, in dem ich jahrelang auf seiner Couch gelegen hatte.

An diesem Abend war ich mit G. unterwegs, dem einzigen Schriftsteller, mit dem ich befreundet bin. Wir hatten bei einem Italiener auf der Eberswalder Straße gegessen, vor einer Bar einige Gläser Wein miteinander getrunken, G. hatte mich zur Straßenbahn bringen wollen, auf dem Weg zur Straßenbahn hatten wir angefangen, von unseren Müttern zu sprechen. Es waren dieses Muttergespräch, das leichte Betrunkensein und die Tatsache, dass wir auf alten Pfaden gingen – Arkona, Rheinsberger, Wolliner, Straßen, auf denen wir in unserer Jugend unterwegs gewesen waren, vor tatsächlich einem Vierteljahrhundert also, als es noch schneite, die

Welt um uns herum schwarzweiß und reine Poesie gewesen war –, die dazu führten, dass ich eine Straßenbahn nach der anderen fahren ließ, wir uns an der Kastanienallee auf die Treppenstufen vor einer Haustür setzten und beide unvermittelt eine Zigarette rauchen wollten, obwohl wir uns das Rauchen schon vor Ewigkeiten abgewöhnt hatten.

An uns vorbei ging ein rauchendes Mädchen, und ich sprach sie an. Ich bat sie um eine Zigarette, und sie sagte entschuldigend, sie habe keine, aber drüben – sie deutete zum Spätkauf auf der anderen Straßenseite – könne man Zigaretten einzeln kaufen: wie früher. Wir gingen quer über die Straße, betraten den Späti, im Späti saß der arabische Besitzer hinter der Kasse, und vor der Kasse stand mein Psychoanalytiker Dr. Dreehüs und bezahlte gerade ein schönes Softpack gelber American Spirit.

Ich habe in meinem Leben häufig Menschen nicht erkannt, wenn ich sie außerhalb der gewohnten Strukturen angetroffen habe. Dr. Dreehüs war ich außerhalb seiner Praxis nie begegnet, in seiner Praxis im Grunde genommen auch nicht. Er hatte mir dreimal in der Woche die Tür aufgemacht, ich war an ihm vorbei durch den Flur gegangen, hatte das Zimmer betreten, meine Jacke ausgezogen und über den dafür vorgesehenen Stuhl gehängt; dann hatte ich mich auf die Couch gelegt, er hatte hinter mir in einem Sessel Platz genom-

men. Am Stundenende der Ablauf rückwärts – ich war aufgestanden, hatte meine Jacke wieder angezogen, dabei verlegen aus dem Fenster gesehen, er war vor mir her durch den Flur gegangen, hatte mir die Tür aufgemacht, wir hatten uns die Hand gegeben, er hatte die Tür hinter mir geschlossen; es war ein Wunder, dass ich mir sein Gesicht, seine Gestalt und Erscheinung überhaupt halbwegs eingeprägt hatte. Im Spätkauf war ich schneller als er – ich erkannte ihn zuerst, oder: Ich begriff zuerst, und ich war wach genug, um die Situation bemerkenswert zu finden und nicht zu erkennen zu geben, dass ich sie bemerkenswert fand. Ich begrüßte Dr. Dreehüs höflich und überrascht und stellte ihn und G. einander vor, was amüsant war, weil beide voneinander wussten; G. war in den Erzählungen der Analysestunden aufgetaucht und hatte sich seinerseits einiges über die Analysestunden anhören müssen.

Das ist G. Das ist also G.

G., das ist nun kurz vor Feierabend und zu guter Letzt tatsächlich Dr. Dreehüs, mein Analytiker.

Mein alter Analytiker. Wir verbeugten uns alle drei ansatzweise voreinander, ich habe in meiner Erinnerung an diesen Moment bedauerlicherweise den arabischen Besitzer aus den Augen verloren, seinen Blick auf uns, auf Dr. Dreehüs, der ein Stammkunde zu sein schien und sich bisher vielleicht nicht als Analytiker zu erkennen gegeben hatte, und wie auch immer: Ich

nutzte die eigenartige Gelegenheit und bat Dr. Dreehüs um zwei Zigaretten. Wir traten vor den Späti. Wechselten ein paar Sätze, wie geht's, gut, danke, und wie geht es Ihnen, während er elegant die Zigaretten aus dem Softpack klopfte, sie uns anbot und freundlicherweise kein Wort darüber verlor, dass ich mir das Rauchen in den Analysejahren doch eigentlich abgewöhnt hatte. Er gab sich überhaupt ungezwungen, wohingegen ich nun doch Mühe hatte, eine Fassung zu wahren. Ich wollte mir alles auf einmal einprägen, Gesten und Ausdruck, seinen etwas extravaganten Anzug, die Art, uns Feuer zu geben, zu lächeln und lässig auf Abstand zu bleiben; ich hatte angenommen, Dr. Dreehüs gäbe es nicht. Er sei eine Art spezieller Motte, die sich für die Weile einer Analysestunde zu einer Person materialisieren und nach dem Ende der Stunde zu Staub zerfallen würde, um sich zwei Tage später wieder zu erneuern. Ich hatte mir über das Leben von Dr. Dreehüs außerhalb seiner Praxis selbstverständlich schwer den Kopf zerbrochen und war zu dem Schluss gekommen, er habe keines, was unter anderem damit zu tun hatte, dass er mir als astreiner Analytiker außer seiner Anwesenheit, seinen etwas geckenhaften Hemden, gebügelten Hosen, der Inneneinrichtung seines Praxiszimmers und ab und an einem wie zufällig auf dem Tisch liegenden Buches niemals auch nur das kleinste Detail aus seinem Dasein verraten hatte. Dr. Dreehüs lebte für mich in diesem Zimmer, mit der Liege am Fenster, dem abgeschabten Sessel am Kopfende der Liege, dem halbleeren Bücherregal, dem leeren

Schreibtisch. Außerhalb dieses Zimmers existierte er nicht. Aber plötzlich war er da – ich entzündete meine Zigarette an dem Feuer, das er mir gab. Ich nahm seine Hände wahr, nah an meinem Gesicht. Ich nahm wahr, dass er angetrunken war und, wie ich, in der fortgeschrittenen Nacht in gewisser Weise die Leinen losgelassen hatte. Er gab auch G. Feuer. Und dann wünschte er uns einen guten Abend, ging die Straße runter, ging drei Meter weit die Straße runter und verschwand im Eingang einer Kneipe, die sich für meine Begriffe erst in diesem Augenblick, aus dem totalen Nichts und nur für ihn öffnete und hinter ihm wieder verschloss. Vor dem Spätstand eine schiefe Bank, ich musste mich setzen. Auch G. musste sich setzen, wir rauchten unsere verbotenen Zigaretten perplex zu Ende, G.'s Anteilnahme für meinen Schreck über diese Begegnung war tröstlich. Er sagte, er sei sich gar nicht sicher, ob es diese Situation gerade wirklich gegeben habe, ob sie nicht, wie in einem Film von Woody Allen oder Jim Jarmusch, in einem Wurmloch stattgefunden habe, eine Täuschung, hervorgerufen durch den Wein, das Muttergespräch, die Wege in die Vergangenheit. Die Konstellation erschien ihm so surreal wie mir, auch ihm war diese Kneipe, in der Dr. Dreehüs verschwunden war wie eine Alice im Wunderland, nie zuvor aufgefallen, und als ich sagte, ich müsse da jetzt ohne Frage ebenfalls rein und Dr. Dreehüs hinterhergehen, sagte G., so etwas habe er sich schon gedacht.

Er sagte, aber ich begleite dich dann zumindest noch bis zur Tür.

Trommel – Dr. Dreehüs' Kneipe hieß »Trommel«. Ver-nageltes Schaufenster, schummriges Licht durch den Türspalt, die »Trommel« hätte ein Bordell sein können, Dark Room, was ich Dr. Dreehüs zugetraut hätte, irisches Pub, Club, wir standen ratlos davor. Schließlich sagte G., weißt du was, ich glaube, ich setze mich hier noch mal kurz auf diese Bank. Nur so. Ich häng hier einfach noch ein kleines bisschen rum. Und wenn du in einer Viertelstunde nicht wieder aufgetaucht bist, nehme ich an, dass alles gutgegangen ist. Dann geh ich nach Hause.

Er sagte, bist du damit einverstanden.

Ich sagte, ja, das bin ich. Damit bin ich mehr als ein-verstanden.

G. nickte, berührte mich kurz und fest an der Schulter, ging zu der schiefen Bank zurück und setzte sich wieder; er richtete sich auf, dann hob er die Hand wie ein Ringrichter.

Ich hob meine Hand.

Holte Luft, machte die Tür der »Trommel« auf – und ging rein.

In den Jahren nach der Psychoanalyse hatte ich mein fünftes Buch geschrieben, »Lettipark«. Siebzehn Erzählungen über Menschen zwischen vierzig und fünfzig, vielleicht am Ende ihrer Weisheiten und am zaghaften

Anfang neuer Einsichten stehend, ein Buch, das nach dem Roman entstanden und mir leichtgefallen war; die Rückkehr vom langen Text zu Short Stories hatte etwas Befreiendes gehabt, das Schreiben war beglückend gewesen. Heute denke ich, dass dieses Glück nicht nur an das überstandene Schreiben des Romans gebunden war, sondern auch an das Ende der Analyse, an die Bereitschaft, die Dinge alleine zu ordnen, erwachsen zu werden, loszulassen. Eine der Geschichten heißt »Träume«, sie beschreibt auf wenigen Seiten die Psychoanalyse einer Erzählerin, die denselben Analytiker aufsucht, wie eine Frau, mit der sie befreundet ist. Während der Analyse zerbricht diese Freundschaft, die Beziehung zu dem Psychoanalytiker hingegen hat eine kühle Beständigkeit. Selbstverständlich ist die Erzählung eng an meine Analyse bei Dr. Dreehüs gebunden – das ist, was ich schreibe: Ich schreibe über mich. Ich schreibe am eigenen Leben entlang, ein anderes Schreiben kenne ich nicht. Die Figur des Dr. Gupka ist an Dr. Dreehüs entlang erzählt, die Kleidung von Dr. Gupka ist Dr. Dreehüs' Kleidung, die Einrichtung der Praxis in der Erzählung ist die Einrichtung in der Wirklichkeit. Es gibt eine Stelle, in der Dr. Gupka der Erzählerin die Tür aufmacht und erstaunlicherweise ein blaues Auge hat, auch dieses blaue Auge gab es. Und selbstverständlich ist die Ich-Erzählerin ich, bin ich das – diese Frau, die Teresa heißt, von Nacktschnecken und Fahrstuhlschächten träumt, unentwegt weint, sich vor Trauer nicht bewegen, in den ersten Monaten der Analyse nicht sprechen, in keiner

Weise sagen kann, was sie traurig macht. Und selbstverständlich ist diese Ich-Erzählerin eben genau nicht ich und ist auch Dr. Gupka nicht Dr. Dreehüs; im Gegenteil, beide Figuren sind Träume, aufgeschriebene Wünsche, und das, was ich mir da schreibend vorstelle, ist schwer zu fassen. Es ist, bei aller Zerbrechlichkeit der Figuren etwas Heiles. Etwas, das ich gerade nicht besitze, von dem ich aber weiß, dass ich es besessen habe und wieder besitzen kann, etwas, nach dem ich mich sehne, eine ausgesuchte Dehnung, ein Fehlen. Die Geschichte ist ein Schutzraum für die Erzählerin, ein Gehäuse wie die Schale einer Nuss. Die Erzählerin ist die kleinste Puppe in der russischen Matrjoschka, die Geschichte der Kokon um sie herum. Ich schreibe nicht, worüber sich die Gespräche, die Selbstgespräche der Analysestunden drehen, der Schutzraum entsteht aus dem Verschweigen. Es bleibt einem empathischen Leser überlassen, sich das auszudenken, Trauma, Verlust, Missbrauch, Trauer, Abwesenheit, Tod und Angst, das ganz normale Leben, oder außen vor zu bleiben; es genügt, dass ich weiß, worum die Erzählerin trauert, und ich möchte das gerne für mich behalten. Die Geschichte ist – aufgeräumt. Die Wohnung der Erzählerin, ihr Alltag, die Bücher, die sie liest, die Wege, die sie geht, all das hat eine ordentliche, vorzeigbare Struktur – im Gegensatz zu der Wohnung, in der ich lebe, den Büchern, die ich lese, Wegen, die ich gehe –, nichts von alledem wäre in einer Erzählung ohne Verfremdung abzubilden. Die Erzählung lenkt den Leser vom Eigentlichen ab, sie lenkt ihn von mir ab. Ein

Zaubertrick – der Leser sieht dem Hokusfokus des Zauberers zu und verpasst den Trick. Ich erzähle von meiner Psychoanalyse und gebe sie an eine Figur ab, die ist, wie ich immer sein wollte, niemals war oder sein werde; ich habe in meinem ganzen Leben nicht von Nacktschnecken geträumt. Und zu guter Letzt ist diese Erzählung natürlich auch eine Liebesgeschichte, ist die Erzählerin irgendwann verliebt in Dr. Gupka, und sie ist das, und es ändert nichts – so wie auch ich, nach vielleicht fünf oder sechs Jahren, drei Sitzungen in der Woche à fünf- undvierzig Minuten irgendwann verliebt in Dr. Dreehüs gewesen bin und irgendwann nicht mehr. Und dann war das vorbei. Und dann verließ ich ihn.

Es wunderte mich in der Nacht auf der Kastanienallee nicht, dass ich die »Trommel« mit Herzklopfen betrat.

Als »Lettipark« erschienen war, hatte ich ein Exemplar in der Praxis vorbeigebracht. Dr. Dreehüs sollte wissen, dass er Teil einer Erzählung in einem Buch geworden war, dass es eine Erzählung gab, die ihm gewidmet war. Ich wusste kaum etwas über ihn, aber ich wusste doch, dass er ein Leser war, dass er Bücher liebte. Ich hatte es den winzigen Geräuschen der Zustimmung oder Ablehnung entnommen, die er manchmal von sich gegeben hatte, wenn ich über Bücher geredet hatte; ich hatte ihm auch die anderen zwei Bücher geschenkt, die ich während der Analyse geschrieben hatte, er hatte sie gelesen und zurückhaltend mit mir darüber gesprochen. Ich hatte »Lettipark« im Hausflur der Praxis in seinen

Briefkasten geworfen – an ihn adressiert, er teilte sich die Praxis mit einer Frau, die seinen Namen trug und von der ich bis zum Schluss nicht in Erfahrung bringen konnte, ob sie seine Schwester oder Ehefrau war, ich bevorzugte Ersteres. Ich hatte »Lettipark« persönlich vorbeigebracht, weil ich hoffte, ihm zu begegnen, ihm das Buch in die Hand geben zu können – ein kurzer, energischer Kontakt. Kann sein, dass ich ihm zeigen wollte, dass ich am Leben war. Ein fünftes Buch geschrieben hatte. Dass es mir gutging, dass ich in der Lage war, weiterzumachen, auch ohne ihn, ich war mir sicher, er hätte sich gefreut. Ich bin ihm nicht begegnet. Ich hatte das Buch in einem Umschlag und begleitet von drei höflichen Zeilen in seinem Briefkasten versenkt und war wieder nach Hause gegangen, und er hatte bis zu unserer Begegnung im Spätkauf weder auf das Buch noch auf die Zeilen geantwortet.

Er hatte schlicht nicht reagiert.

Es gibt in der Erzählung »Träume« eine dritte Figur. Die Figur Effi, die der Erzählerin vorschlägt, im Notfall ihren Analytiker aufzusuchen – *falls es dir mal richtig schlecht gehen sollte, beschissen schlecht meine ich* –, und auch diese Figur ist angelehnt an eine Frau, mit der ich lange befreundet gewesen bin, oder anders: an eine Frau, die ich gekannt habe.

Ada.

Heute frage ich mich, warum ich diese Erzählung nicht auch Ada gewidmet, warum ich nicht auch Ada ein Exemplar von »Lettipark« in den Briefkasten gelegt habe in der Hoffnung auf eine Begegnung. Warum habe ich auf diese Weise nicht an Ada gedacht, ohne die ich, in der Wirklichkeit wie in der Erzählung, nicht in die Analyse gegangen wäre. Ohne Ada wäre ich Dr. Dreehüs nicht begegnet, hätte ich »Alice« nicht geschrieben und »Aller Liebe Anfang« auch nicht, es war, wie in »Träume«, Ada gewesen, die mir ihren Analytiker empfohlen hatte. Jede Entscheidung für einen Satz ist eine Entscheidung gegen unzählige andere Sätze. Jede Entscheidung für eine Geschichte schlägt unzählige andere Geschichten aus. Ein Wort vernichtet ein anderes Wort. Schreiben heißt auslöschen. Ich habe mich für Dr. Dreehüs und gegen Ada entschieden.

So könnte ich es sehen.

Ich traf Ada Anfang der neunziger Jahre. Sie war so alt wie ich und ungekrönte Königin eines urbanen und weit verzweigten Stammes, in dem die meisten, so wie Ada, aus Frankfurt-Oder kamen. Mit dieser Herkunft aus einer Stadt, die am Ende des Zweiten Weltkrieges von der Roten Armee im Sturm genommen worden war, hatten sich, laut Ada, die Lebensunfähigkeiten und autoaggressiven, exzessiv haltlosen Konstitutionen ihrer Kindeskindern ein für alle Mal erklärt: Frankfurt war eine traumatisierte Stadt, und die Menschen, die in ihr geboren waren, trugen das Kriegstrauma noch in der dritten

Generation und bis heute in sich. Ada lebte ihr Trauma in einer großen, verschatteten Wohnung am Helmholtzplatz im Prenzlauer Berg, die irgendwer in den chaotischen Monaten nach dem Mauerfall für sie besetzt hatte und die man ihr – eine Weile lang – nicht mehr wegnehmen konnte. Wohnküche im Berliner Zimmer, Korbsessel mit Lammfell am Fenster zum Hof, in dem Ada häufig saß und ihr Kind stillte, sie war die erste junge Mutter, der ich begegnete, und sie füllte ihre Rolle mit dem Gestus einer Ur-Mutter aus; der Sessel war Thron. Das Zimmer voller beweglicher Schatten, auf dem langen, zerschrammten Tisch immer Kieselsteine und Glasmurmeln, Sträuße aus Zweigen und wilden Brachenblumen in Wasserkaraffen, mit Reißzwecken an die unverputzte Wand gepinnte Schwarzweißfotos neben Shiva mit all seinen Goldarmen neben Zeitungsausschnitten, die im Zugwind knisterten. Kerzen und Räucherstäbchen, ständig klimperte einer auf dem Klavier. Das Kind, das in diesem Zimmer auf die Welt gekommen war, war zart, selten weinend, den Blick aus großen dunklen Augen unverwandt auf die Besucher gerichtet, die kamen und gingen, die Wohnungstür unverschlossen, keine Tages- und Nachtzeiten, Licht grundsätzlich wie unter Wasser und kreidig, keine Regeln, kaum eine Grenze. Offenbar war es möglich, eine verlässliche Mutter zu sein und sich zugleich zu verlieren, hinzugeben; ich erinnere mich an Ada am Tresen der Bar, in der wir damals häufig saßen, an die Sachlichkeit, mit der sie sich das Hemd aufknöpfte, auszog, mit nacktem Oberkörper vor uns

saß, hoch aufgerichtet und aufmerksam; wir sollten nachts um zwei ihre bloßen Brüste bestaunen, von denen sie sagte, sie seien von allen Brüsten auf der Welt die schönsten – und das taten wir, und vermutlich nahmen wir an, sie habe recht. Wo war, denke ich heute, in diesen Nächten eigentlich das Kind, damals habe ich mich das nicht gefragt. Ada hatte einen Mann, der erstaunlicherweise ein Jura-Studium bewältigte, abschloss, zu einer regulären Arbeit ging, Geld verdiente, trotzdem bei uns war, wenn wir uns aufmachten, in die Nächte hinabzusteigen wie in finstere Brunnen. Es war Ada, die mich darauf hinwies, dass die Familie, aus der ich kam und in der ich aufgewachsen war, nicht zwangsläufig meine Familie bleiben musste, dass es möglich war, sie zu verlassen, abzuschneiden und sich eine andere und bessere zu suchen; sie selbst hatte sich von ihrer Frankfurter Herkunft losgesagt und sich eine Wahlfamilie zugelegt, die aus ihrem Mann, ihrem Kind und einem engeren Kreis anderer Frauen und Männer bestand. Diese Familie war gut und stärkend, im Gegensatz zu der biologischen Familie, deren einziger Zweck darin bestanden habe, Ada auf die Welt zu bringen. Eigenartigerweise machte Ada während solcher Ausführungen nie den Eindruck, einer Stärkung oder eines Trostes bedürftig zu sein. Sie war grundsätzlich sehr gefasst, distanziert, von ironischer Heiterkeit und ausgerüstet mit einer interessierten und kecken Kühle, sie schien immer etwas zu wissen, das ich nicht wusste. Ihre Ausführungen über Familie erstaunten und erschütterten mich; so harmlos

sie mir heute erscheinen, so wichtig waren sie damals. Meine Familie war ein Gespinst, in dem ich verpuppt, verschnürt und sicher aufgehoben war. Adas Ansichten zogen einen Faden aus dem Gespinst, zogen es auseinander, lockerten es, es waren dann andere Dinge, die zur Auflösung geführt haben, aber Ada, mit dem Kind auf dem Schoß an der schönen Brust und dem Mann hinter sich und den anderen hinter dem Mann, tat den ersten Schnitt.

Ich nehme an, dass sie das nicht wusste.

Als mein Kind auf die Welt kam, fünf Jahre nach ihrem, begannen wir, die Ferien miteinander im Sommerhaus meiner Familie an der Nordsee zu verbringen. Gezeiten und Deiche, die baumlose Küste, der ewige triste Regen waren den Leuten aus Frankfurt, Brandenburg, Ostberlin unvertraut und zunächst völlig fremd. Das Haus, in dem meine Großmutter gelebt hatte, wog das auf. Alt, heruntergekommen, mit Provisorien ausgestattet, keine Vorhänge an den Fenstern, Licht von einem Gewirr von Schlingpflanzen durchbrochen, in einem der Zimmer ein phantastischer Onkel, der sich an den nächtlichen Festen beteiligte und etwas unvollständig, aber dennoch Heine zitieren konnte, ein verwilderter Garten mit Bäumen für Hängematten und Lampions, und im Laufe der Wochen kamen und gingen die Freunde, die erweiterte und erwählte Familie, immer selbstverständlicher ein und aus. Es war dieses Haus, in dem Ada mir ihr Familienprinzip erläuterte, und sie tat das mit einer

leisen Geste auf all die Dinge hin, die uns da umgaben. Mobiliar, gerahmte Urkunden, Fotografien aus der Jahrhundertwende, stehengebliebene Uhren mit verbogenen Zeigern, angeschlagenes Geschirr und der Name, den das Haus trug, den irgendwer vor hundert Jahren in goldenen Lettern unter den Giebel gehämmert hatte:

Daheim.

All das, sagte Ada, ist deins und muss es aber nicht sein. Du kannst es annehmen – oder bleiben lassen. Du kannst hier sein und musst dich aber für nichts verantwortlich fühlen. Für gar nichts. Und dann stand sie auf, ging weg und ließ mich mit diesem Vorschlag allein.

Ich erinnere mich an ein Kleid aus zerschlissener, indigoblauer Seide, das sie häufig trug, für zehn Euro auf dem Kollwitzplatzmarkt erstanden, von allen Kleidern, die ich kenne, war dieses das schönste. Sie zog es aus, als wir, ein einziges Mal nur zu zweit (es muss ein Entschluss gewesen sein, kein Zufall), aufs Watt rausgingen, so weit wie möglich raus, bis zur Wasserkante. Abend. Wir waren mit den Rädern an den wilden Strand gefahren, dahin, wo die Promenade aufhörte, die Dünen anfangen. Wir hatten die Räder aneinandergelehnt, die Schuhe ausgezogen und waren rausgelaufen, aufs offene Meer zu, und als wir da waren, wo es nicht mehr weiterging, hatte Ada ihr Kleid ausgezogen und nackt neben mir gestanden. Zwielflicht, der Himmel über dem weit hinter uns liegenden Land schon nächtlich, der Himmel über dem Wasser noch hell, das Wasser Perlmutter, Adas Körper blass und langsam gegen den dunklen Saum des

Meeres. Ich hatte mein Kleid nicht ausgezogen. Sie hatte ihres irgendwann wieder angezogen; dann waren wir zurückgegangen, zurück ins Haus gefahren. An einem anderen, späteren Nachmittag hat sie mich einmal heftig und unerwartet umarmt, im Flur neben der Garderobe mit regennassen Klamotten, zwischen den unzähligen Gummistiefeln der Kinder, Adas Geruch plötzlich so wahrnehmbar, dunkel, sandig, beinah männlich. Sie hat mir in jedem dieser damaligen Sommer zum Geburtstag meines Kindes Blumen geschenkt, einen am Vorabend an den Feldrändern gepflückten Auguststrauß, sie ist die Einzige gewesen, die diesen Brauch wichtig fand. Die Sommer waren zehrend. Nervenzerrüttend, auf eine maßlose und für alle schmerzhaft Weise beglückend, all unsere Ziele variabel und austauschbar, das Leben ein langer lyrischer Transit. Als Adas Kind groß genug war, um in der Stadt alleine in die Schule zu gehen, ließ sie Mann und Kind manchmal losfahren und blieb. In einem Sommer rief ihr Mann mich nach der Rückkehr aus Berlin an, um sich für die Tage zu bedanken und zusammenzufassen, wie wichtig all das für ihn gewesen sei, und im Anschluss ließ er sich Ada an den Apparat holen, um ihr zu sagen, dass die Waschmaschine kaputt und der Kühlschrank verschimmelt sei. Nach diesem Gespräch saß sie auf der Bank neben der Haustür und weinte. Ich habe sie nie zuvor und nie mehr danach weinen sehen. Ich möchte behaupten, dass sie sich kurz darauf von ihrem Mann trennte, einen anderen Mann kennenlernte und ein zweites Kind bekam; in Wirklichkeit

sind zwischen diesem Weinen auf der Bank und dem zweiten Kind Jahre vergangen, die sich nur im Rückblick so anfühlen wie ein einziger Schritt aus einem hinüber in ein anderes Zimmer. Ada verbrachte auch mit dem zweiten Kind und dem Vater dieses Kindes die Sommer im Haus, wir blieben beieinander. Der Vater des zweiten Kindes bekam den Platz am Kopf des Tisches, ein Erneuerer, er hinterließ diesen Platz nach jeder Mahlzeit so, als wäre er von allen Kindern das kleinste. Es gab einen Spaziergang, zu dem er mit Ada aufbrach, und als sie zurückkamen, war seine Brille kaputt, sein Hemd zerrissen, und er blutete aus der Nase. Die Dinge schienen nicht einfacher zu werden. Und dennoch – unvergesslich, wie Ada sich am Mittag mit dem zweiten, kleinen, noch zahnlosen und pausbackigen Kind zu einem Mittagsschlaf zurückzog. Wie sie vor diesem Mittagsschlaf ein großes Glas Milch trank, das Kind auf ihrer Hüfte sitzend, in ihre Armbeuge geschmiegt, die runde Wange auf Adas Schulter gelegt, wie sie das Glas mit der freien rechten Hand hielt, in einem Zug austrank, den Kopf in den Nacken gelegt, in tiefen, ernsthaften Schlucken. Rituell, als handelte es sich gar nicht um Milch, sondern um etwas viel Exquisiteres, Grundsätzlicheres, kein Getränk, sondern eher eine Farbe, ein Material, das sie zu sich nahm, bevor sie mit dem Kind in die Zwischenwelt des Schlafes entwischte, von dem ich wusste, dass er tief, traumschwer und tatsächlich köstlich sein würde, nichts ist mit einem Mittagsschlaf gemeinsam mit dem Kind vergleichbar. Sie stellte das leere Glas auf den Tisch

zurück, fuhr sich mit dem Handrücken, dem Handgelenk über den Mund, lächelte mich rätselhaft und zärtlich an, ging in ihr Zimmer und zog die Tür sachte hinter sich zu. In den Jahren der Trennung von ihrem ersten Mann, der Auflösung ihrer Wahlfamilie, der Liebe zu dem Vater des zweiten Kindes und der Geburt des zweiten Kindes absolvierte sie ihre Analyse bei Dr. Dreehüs, was ich damals nicht wusste, sie erzählte mir erst davon, als die Analyse, die Umstrukturierung abgeschlossen war. Sie löste ihre Familie auf. Oder ihre Familie löste sich auf. Der Vater ihres ersten Kindes bekam ein Kind mit einer Frau aus Feuerland, der Vater des zweiten verließ die Stadt. Das Haus am Helmholtzplatz wurde verkauft und geräumt. Ada zog in eine kleine Wohnung ein paar Straßen weiter, in ein Haus, in dem es eine Klingelanlage mit installierter Kamera gab, was der Anfang vom Ende war, das Ende fixierte, uns alle domestizierte.

Mein Kind wurde groß.

Die Sommer waren begrenzt, manchmal begann die Schule schon Anfang August, und wir mussten zurück nach Berlin, Hundstage in der Stadt, die mich immer schwermütig und traurig machten, voller Sehnsucht nach dem Wasser, dem Garten, dem Bett im Zimmer unterm Dach mit den sandigen Laken und dem Lauschen auf das Atmen des Kindes in der Nacht. An einem dieser Hundstage saß ich mit Ada in einem Café, und als sie aufbrach, bemerkte sie nebenbei, sie müsse jetzt zu ihrer Analysestunde, eine der letzten, die Analyse sei vorbei. Sie deutete die Straße runter, in die Richtung, in der

sich offenbar die Praxis befand. Sie sagte, guter Analytiker, falls du mal einen brauchst.

Und das war alles.

Diese kleine Szene – das Café, die Bemerkung, das Deuten der Richtung – findet sich in der Erzählung »Träume« wieder. Zwei oder drei Sätze, die alles andere – das Indigokleid, das Licht auf dem Watt und dem Wasser, das Glas Milch und den Mittagsschlaf, die Wahlfamilien, die Kinder, meines und ihre – verschweigen, letztlich zunichte machen. Die zwei oder drei Sätze fassen etwas zusammen, das nicht zu begreifen ist. Sie entscheiden sich für einen einzigen Moment, einen Schneekugelaugenblick. Sie werfen den ganzen Rest über Bord.

Verzichten.

Schreiben imitiert Leben, Verschwinden der Dinge, beständiges Zurückbleiben, Unscharfwerden, Erlöschen der Bilder. Aber die autonome Entscheidung für den Verzicht – das Glas Milch nicht, das Kleid nicht, die Cafészene doch, obwohl Milch und Kleid sinnlicher sind, gerade weil sie sinnlicher sind – macht das leichter, gleicht Kummer und Trauer über Verlieren und Vergehen aus. Der Vater von Adas zweitem Kind sagte einmal, er habe sich vor allem in ihre Hände, in ihre Gesten verliebt, eine Bemerkung, die ich sofort nachvollziehen konnte. Noch schöner als Adas Brüste fand ich immer ihre Hände, die ausgeprägten Fingerknöchel, schmalen Nägel, das Explizite, mit dem sie diese Hände ausstreckte, die Finger spreizte, wenn sie ihre entschiedenen, kapriziösen Feststellungen machte, das elegant Nachlässige, mit dem

sie Dinge berührte, umstellte, fallen ließ. Sie war eine schöne und ziemlich kalte Frau mit einer geraden, immer etwas herausfordernden Haltung, einem federnden, leichtherzigen Gang. Ich habe ihr nie vertraut, vielleicht fällt es mir deshalb schwer zu sagen, ich sei mit ihr befreundet gewesen. Lieber möchte ich sagen, ich habe sie gekannt. Einfacher wäre es zu sagen, ich habe Ada geliebt. Nach dieser Begegnung im Café verloren wir uns aus den Augen, brach ich den Kontakt ab. Es kann sein, dass das daran lag, dass ich ihren Hinweis ernst nahm, bei Dr. Dreehüs vorstellig wurde, meine Analyse begann. Vielleicht zu viel der Nähe, Adas Stunden auf der Couch, meine eigenen Stunden auf derselben Couch. Dr. Dreehüs, dachte ich, weiß etwas über mich, das ich ihm von mir aus gar nicht erzählen würde, er weiß Dinge über mich, die Ada ihm erzählt hat. Es muss das Bedürfnis gegeben haben, die Kontrolle zurückzuerlangen, den anderen auf sicheren Abstand zu bringen. In den ersten Jahren der Analyse stürzte ich ab, ich wollte mich Ada in dieser Verfassung nicht ausliefern, mich nicht von ihr beobachten lassen. Wir verloren uns; ich kann mich nicht daran erinnern, dass sie mir fehlte. Ich war damit beschäftigt, meine eigene Familie zu verlassen, und ich hatte nicht vor, eine neue zu gründen.

Ich wollte, denke ich heute, alleine sein.

Die Erzählung »Träume« beschreibt eine Erkenntnis – die späte Einordnung der Beziehung zu einem anderen, die Einsicht, dass wir uns etwas vormachen, uns täu-

schen lassen, wie gerne wir uns täuschen lassen. Ada hatte möglicherweise eine vage Zärtlichkeit für mich empfunden, aber sie hatte mich nie aus den Augen gelassen, ich wäre niemals ein Mitglied ihrer Familie geworden. In den Sommern mit den Kindern hatte sie sich gewünscht, wir würden alle zusammen und mit verteilten Rollen Tschechows »Der Kirschgarten« lesen. Eine Szenerie, von der sie träumte – die nächtliche Runde der Freunde um den langen Gartentisch mit Weißwein, Zigaretten, Kerzenlicht und gelben Reclam-Heftchen, verteilte Rollen, sie hatte sie uns schon zugewiesen, aber weiter war es nicht gegangen. Bis heute stehen die Heftchen im Haus am Meer im Bücherregal. Was wäre gewesen, hätten wir uns auf Adas Vorschlag eingelassen. Keiner wollte »Der Kirschgarten« lesen. Alle wollten exzessiv trinken, rauchen, erzählen, sich gehen lassen, die Rollen anders verteilen, und vielleicht ist das das einzige Zeichen für Adas Verletzlichkeit gewesen – dass sie sich gewünscht hat, wir wollten zusammen spielen. Wir haben nicht zusammen gespielt. Unsere Kinder sind aus dem Haus. Die Erzählung zeigt die Trennung auf, eine Vergeblichkeit. Hätte ich Ada ein Exemplar von »Letti-park« in den Briefkasten gelegt, wäre das ein überflüssiger Hinweis gewesen – und darüber hinaus nehme ich an, dass Ada es vorziehen würde, mich über ihre eventuelle Lektüre meiner Sicht auf unsere Jahre im Unwissen zu lassen.

In der »Trommel« saß Dr. Dreehüs allein an einem Tresen mit dem Rücken zur Tür. Der Barkeeper sah mich hereinkommen, und Dr. Dreehüs folgte seinem Blick, drehte sich über die Schulter hinweg zu mir um und lächelte unwillkürlich – er hatte nicht mit mir gerechnet, aber dass ich auftauchte, erstaunte ihn nicht. Er deutete umstandslos auf den Barhocker neben sich und nahm mir die Verlegenheit ab; nach außen hätte es so wirken können, als wären wir verabredet gewesen. Dr. Dreehüs schien in einer Kneipe gerne für sich zu sein, wir waren die einzigen Gäste. Er rauchte. Das Licht war schummrig, die Bar keiner Geisteshaltung zuzuordnen, der Barkeeper ein in Andeutung schwerer Junge, der zu spüren schien, dass die Begegnung zwischen Dr. Dreehüs und mir etwas – sagen wir, Halbseidenes hatte. Etwas Illegitimes.

Ich zog meine Jacke aus, ich bat um eine zweite Zigarette. Dr. Dreehüs klopfte mit lässiger Selbstverständlichkeit eine aus dem Softpack und hielt sie mir hin.

Er sagte, was wollen Sie denn trinken.

Er sagte, ich geb einen aus.

Zu diesem Zeitpunkt hatten er und ich über tausend Stunden unser beider Leben miteinander verbracht. Ich hatte jahrelang mit wenigen Unterbrechungen dreimal wöchentlich auf seiner Couch gelegen und über etliche Dinge gesprochen, die ich ansonsten unter allen Umständen für mich behielt. Dr. Dreehüs wusste eini-

ges über mich, ich wusste nichts über ihn, und unsere Begegnung in der »Trommel« war eine unerwartete Erweiterung der Konstellation, eine kleine und rätselhafte Mutation. Bis heute bin ich mir nicht sicher, ob Dr. Dreehüs ein kompetenter Analytiker gewesen ist. Wenn ich andere über ihre Analysen sprechen höre, habe ich den Eindruck einer lebendigen und herzerwärmenden Kommunikation; Dr. Dreehüs hingegen sprach so gut wie nie mit mir, ich erinnere mich an vielleicht fünf Äußerungen in zehn Jahren. Die Stunden vergingen mit meinem suchenden Selbstgespräch, Pausen zwischen den Sätzen, meine Fragen blieben an mich selbst gestellt, ich hatte die Antworten alleine zu finden. Heute denke ich, dass diese Art der Analyse für mich genau die richtige gewesen ist: Sie war ideal.

In einer der ersten Stunden hatte ich Dr. Dreehüs meine Befürchtung mitgeteilt, am Ende der Analyse vielleicht nicht mehr schreiben zu können, das Schreiben der Analyse opfern zu müssen. Er hatte erwidert, dass sich das ja herausstellen würde, und war nach dieser rätselhaften Bemerkung in ein Schweigen abgetaucht, aus dem er zehn Jahre lang nicht mehr zum Vorschein kam. Mehr oder weniger. Ich übertreibe, aber es ist das, woran ich mich erinnere, und es ist das, woran sich die Erzählerin in der Geschichte erinnert, Dr. Dreehüs-Gupka sagte nie etwas, und in manchen Augenblicken war sie sich – war ich mir – sicher, dass er eingeschlafen war. Er hatte grundsätzlich hinter mir gesessen, am Kopfende

der Couch, ich hatte mich nie nach ihm umgedreht, ich hatte den abergläubischen Eindruck gehabt, es brächte Unglück, wenn ich mich nach ihm umdrehen würde. Manchmal hatten wir zusammen gelacht, er hatte Humor. Ab und an hatte er mittels eines halben Seufzers oder eines längeren Ausatmens Mitgefühl oder Verständnis geäußert. Aber wann immer ich ihm eine Frage gestellt hatte, hatte er mich gefragt, warum ich ihn das fragen würde, und eine Antwort verweigert. Es hatte Stunden gegeben, in denen ich zu früh war, im Park vor dem Haus auf und ab spazierte, zu seinen Fenstern hoch und ihn auf dem Balkon eine Zigarette rauchen sah, es hatte mich mit Genugtuung erfüllt, dass auch Dr. Dreehüs Süchte hatte, von den ungesunden Dingen abhängig war. Er spielte klassische Gitarre, die Gitarre stand in einer teuren Tasche jeden Montag neben seinem Schreibtisch. Und das war alles, was ich über ihn wusste. Die nächtliche Begegnung in der »Trommel« brachte das nicht unerhebliche Risiko mit sich, den Blick in ein Gesicht zu richten, das nicht das war, das ich zu kennen glaubte. Stattdessen das Gesicht eines Fremden, dem ich in der irrigen Annahme, er würde mich verstehen, mein ganzes Leben anvertraut hatte – und jetzt könnte sich zeigen, dass er gar nichts verstanden hatte und darüber hinaus besserwisserisch, unsympathisch und kalt war. Ich hatte die irrationale und zugleich berechnete Angst, Dr. Dreehüs könnte schlicht nicht der sein, für den ich ihn gehalten hatte, er könnte, um es mit einer bevorzugten Vokabel aus Adas Wahlfamilie zu sagen,

ein Vollidiot sein. Ein *totaler Vollidiot*. Zehn Jahre würden in sich zusammenfallen, sich in Nichts auflösen:

Schlacke.

Erkenntnis im Zeitraffer – ein bisschen spezieller als die sich über Jahre hinziehende Erkenntnis, dass der Mensch, den du liebst, nicht der ist, den du meinst, ein allmählich dämmerndes Bewusstsein dafür, dass du selbstverständlich doch allein auf der Welt bist, dein Gegenüber ein Spiegelbild deiner Bedürfnisse, das sich bereitwillig abwendet, wenn du loslässt. Von nichts gehalten, für niemanden zuständig, erst recht nicht für dich.

Du bist, um es mit Turgenjew zu sagen, allein wie ein Finger.

Ich wusste nicht, was ich trinken sollte, aber Dr. Dreehüs wusste das, und er bestellte auf eine Weise, die eindeutig und absurd etwas Väterliches hatte, Gin Tonic für mich. Der Barkeeper mixte bedächtig, und ich sah ihm dabei zu. Und dann nahm ich den ersten Schluck, zündete mir die zweite Zigarette selber an, drehte mich zur Seite, fasste mir ein Herz und sah Dr. Dreehüs an. Sein Gesichtsausdruck war freundlich, auf eine grundlos vertraute Weise etwas hochmütig, ein wenig überdrüssig, unter dem Überdruß an und für sich: ernst.

Er war in Ordnung.

Sein Blick war in Ordnung, sein leises und spöttisch interessiertes Amusement ebenso, er war einfach nur ein Mann in den fast späten Jahren, der nachts um zwei am Tresen einer eher trostlosen Bar saß – an einem Wochentag, er würde am nächsten Morgen früh aufstehen

und seiner speziellen Arbeit nachgehen –, und schon diese Tatsache hatte etwas Defizitäres, das Defizitäre hatte etwas Beruhigendes, und offenbar hatte ich mich, zumindest auf diesen einen Blick hin, nicht in ihm getäuscht.

Er sagte, Sie haben sich in die »Trommel« getraut. Sie haben sich reingetraut, das freut mich, und es war deutlich zu sehen, dass er meinte, was er sagte.

Ich sagte, weiß dieser Barkeeper hier, was Ihr Beruf ist.

Er sagte, dieser Barkeeper hier hält mich für einen Elektromechaniker.

Ich sagte, es gibt wenig Berufe, die man Ihnen weniger zutrauen würde, als diesen.

Soweit ich mich erinnere, waren das die ersten Sätze, die wir miteinander wechselten – in einem Draußen also, in der Außenwelt, auf einer gemeinsamen Ebene. Der Ebene des Tresens, nebeneinander sitzend, trinkend, rauchend. Einfacher Parcours über dünnes Eis, wir reichten uns dabei durchaus im übertragenen Sinn die Hände. Es war leichter, als ich angenommen hatte. Ich fragte ihn, ob Begegnungen wie diese zwischen Analytiker und Analysand häufiger vorkommen würden, er sagte nicht, warum fragen Sie mich das, sondern antwortete ohne Umschweife. Er sagte, die meisten Analysanden würden das Weite suchen, wenn sie ihm auf der Straße begegneten. Die Begegnungen seien häufig. Er

wohne nebenan – er deutete aus dem vernagelten Fenster hinter sich auf die Straße raus –, Praxis und Wohnung lägen nah beieinander, die Wege kreuzten sich oft. Seine und meine Wege hatten sich nie gekreuzt, ich wäre nie darauf gekommen, dass er fünf Minuten von seiner Praxis entfernt wohnte. Er sagte, er nehme an, die Scheu der Analysanden habe mit Scham zu tun, er sei erfreut zu sehen, dass diese Scham mir nicht in den Sinn gekommen sei.

Ich sagte, ist mir nicht in den Sinn gekommen, nein. Ich wollte eigentlich nur wissen, wie Sie die Erzählung »Träume« aus »Lettipark« gelesen haben, ob Sie mit dieser Erzählung einverstanden gewesen sind.

Er sagte, welche Erzählung. Und was für ein Lettipark.

Ein einziges Mal bin ich draußen, in der wirklichen Welt, der Frau begegnet, mit der sich Dr. Dreehüs seine Praxis teilte. Die Frau, die seinen Namen trug, oder er ihren, und von der ich nicht wusste, ob sie seine Schwester oder seine Ehefrau war. Ich begegnete ihr im Kaufhaus am Alexanderplatz in der Etage für Bettwäsche, Handtücher und sinnlose Dekorationsgegenstände, die ich nur durchquerte, weil ich beim Kundenservice gewesen war, und da entdeckte ich sie. Sie irrte melancholisch zwischen den Inseln mit gestapelten Handtüchern und flauschigen Duschwannenvorlegern herum, und ich folgte ihr unauffällig und geleitet von gehässigen Gedanken. Es tröstete mich, dass diese Analytikerin nichts Besseres zu tun hatte, als den Nachmittag im Kaufhaus zu vertun

und das Geld, das sie mit Zuhören verdiente, für über-
teuerte Badezimmerartikel auszugeben. Sie war groß
und schwer – wie Dr. Dreehüs –, sie hatte einen leicht
o-beinigen Gang – wie Dr. Dreehüs –, sie war in seinem
Alter, sie hätte seine Zwillingsschwester sein können.
Sie trug rosafarbene, sicher teure Strumpfhosen, und
ich ließ sie zwischen den Badematten mit dem sicheren
Gefühl zurück, ihr wäre, so wie mir, nicht zu helfen. Als
Dr. Dreehüs in der »Trommel« sagte, er wisse nicht, von
welcher Erzählung ich spräche, und behauptete, er habe
nie ein Buch mit Brief und Widmung aus dem Briefkas-
ten geholt, gab es für diesen merkwürdigen Umstand
zwei Erklärungen. Entweder Dr. Dreehüs log – oder
seine Zwillingsschwesterfrau hatte das Päckchen aus
dem Briefkasten geholt, geöffnet, hineingesehen, Brief,
Widmung und Geschichte gelesen und, warum auch
immer, entschieden, all das verschwinden zu lassen.
Ich spürte noch in der »Trommel«, wie unwiderruflich
das Buch in den Briefkasten gefallen war, durch nichts
mehr zurückzunehmen, und hier stand Aussage gegen
Aussage, waren wir binnen Minuten in einem kleinen
Showdown gelandet.

Dr. Dreehüs brach das ab. Er nahm seine Zwillings-
schwesterfrau aus der Schusslinie, indem er die leeren
Hände hob, mit den leeren Händen einen Kreis be-
schrieb und sagte, nun, das lasse sich schlicht nicht
mehr klären. Fakt sei, das Buch sei nicht bei ihm ange-
kommen, er habe es nicht gelesen und werde das nun

nachholen. Ich war angetrunken genug, um zu fragen, warum er das Buch nicht schon von sich aus gelesen habe, es war das erste Buch nach dem Ende der Analyse gewesen, er hatte von seinem Erscheinen sicher erfahren. Er antwortete mit einem Gedanken, den ich bis heute nicht richtig verstehe. Er sagte, er habe gedacht, dieses Buch sei nicht für ihn bestimmt gewesen.